

Georg Brandes als europäischer Kritiker

Raum 24 Stunden, nachdem in Dänemark Georg Brandes am 19. Februar 1927 gestorben war, standen lange, bildgeschmückte Aufsätze über das Lebenswerk des Toten in den japanischen Zeitungen. In den ersten Märztagen, wo ich dieses schreibe, läßt sich natürlich von Tokio aus noch nicht übersehen, wie sich die amerikanische und europäische Presse geäußert hat. Der Durchschnitt wird kaum sehr verschieden von den fast unbegrenzten Huldigungen der letzten Jahre geklungen haben. Zum 80. Geburtstage des berühmten Dänen schrieb der Berliner „Tag“ trotz einiger Vorbehalte, Brandes sei „ein geistiger Anreger und Erreger, der ein Menschenalter die Welt beschäftigte, auch das deutsche Volk“ (Nr. 59, 4. Februar 1922). Die „Frankfurter Zeitung“ erklärte: „Georg Brandes hat europäische Geistesgeschichte geschrieben und gemacht“ (Nr. 115, 12. Februar 1922). Das „Berliner Tagblatt“ erblickte ihn „auf der Spitze einer ungeheuern, von seinen eigenen Händen erbauten Pyramide“. Diese Pyramide bestehe aus seinen Büchern, und von ihrer Höhe sehe man „den Triumph der Dummheit, die sich auf eine Heuchelei stützt, welche die aller früheren Zeiten übertrifft“ (Nr. 57, 3. Februar 1922). Als im Jahre 1923 „The Jewish Tribune“ in Newyork die Antworten der Leser auf die Umfrage nach den zwölf hervorragendsten Juden der Gegenwart veröffentlichte, stand neben Einstein, „dem größten Naturforscher der Welt“, Georg Brandes, „der größte Kritiker der Welt“ (The Literary Digest, Newyork, September 1923). Im Mai 1925 begann Stephan Zweig in der Berliner „Neuen Rundschau“ einen Hymnus auf das Cäsarbuch von Brandes mit den Worten: „Abe Georg Brandes! Gruß und Ehrfurcht dem großen Meister, dem Lehrherrn unseres Geschlechts! Wer kann seine Taten zählen, die vor einem halben Jahrhundert ruhmvoll begannen. . .“

Nun sind diese Taten abgeschlossen, und wie sie seit Jahrzehnten in der Öffentlichkeit gewertet worden sind, ist es nicht zu verwundern, daß bei sehr vielen, die literarische Belehrung suchen, sogar bei manchen, die sie zu geben haben, der Glaube an den ganz großen Kritiker Georg Brandes zu den Selbstverständlichkeiten gehört. Ohne Zweifel ist das umfangreiche Lebenswerk des rastlosen Arbeiters ein überwältigender Beweis für die Weite und Schärfe seines Verstandes wie für die Kraft seines Willens. Mit so herrlichen Gaben hätte er ein wirklich großer Kritiker werden können, wenn nicht vom Beginn seiner Tätigkeit an eine verhängnisvolle Leidenschaft die freie Entfaltung seines Geistes immer wieder gehemmt hätte. Das ist nicht bloß aus literarischen Gründen bedauerlich. Die Schriften von Brandes sind voll von Werturteilen über die höchsten Fragen des Lebens. Weder was er über eine Persönlichkeit oder über ein Werk sagt, noch die Art, wie er es sagt, macht für den Leser eine selbständige Nachprüfung leicht. Also kommt alles darauf an, ob die Gewähr, die Brandes für die Zuverlässigkeit seiner Urteile zu bieten vermag, seiner Berühmtheit entspricht. Das ist leider nicht der Fall. Selten hat ein Weltruf so unzulängliche Grundlagen gehabt, selten ist ihre Unzulänglichkeit so beharrlich übersehen worden.

Als ich mich das letzte Mal ausführlich mit Georg Brandes beschäftigte, im Frühling 1920 in Kopenhagen, umfaßte die dänische Ausgabe seiner „Gesammelten Werke“ 19 Bände. Darunter hatten den Umfang kleiner oder größerer Bücher außer den mehrbändigen „Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts“ die Schriften über Holberg, Kiærtegaard, Jbsen, Tegné, Lassalle, Shakespeare, Beaconsfield, Julius Lange, die Ästhetik Taines, Polen, Rußland, Berlin. Dazu kamen zahllose Aufsätze: vor allem sehr viele Kritiken über europäische Schriftsteller, einige über außereuropäische, dann Reiseeindrücke aus verschiedenen Ländern, Gedanken über Geschichte, Politik, Kunst, Gesellschaft. Auch Jugendgedichte und Reden fehlten nicht. Noch nicht aufgenommen, teilweise nicht einmal geschrieben waren außer vielen Aufsätzen die Werke über Goethe, Voltaire, Julius Cäsar, Jesus Christus, auch nicht die drei Bände Lebenserinnerungen. Die Königliche Bibliothek und die Universitätsbibliothek in Kopenhagen boten mir zugleich die beste Gelegenheit zur Durcharbeitung der dänischen und außerdänischen Literatur über Brandes. Ich habe Leistung und Ruhm des unermüdblichen Kämpfers auch später nicht aus den Augen verloren und dabei weitere Beweise dafür gefunden, daß überall ehrliche Sachkenner ganz anders über ihn urteilen als die öffentliche Meinung der Welt¹.

Mit 28 Jahren, für dänische Verhältnisse durchaus nicht spät, erhielt Georg Brandes auf Grund einer Schrift über die zeitgenössische französische Ästhetik im Jahre 1870 den Doktorgrad. Die wissenschaftlichen Anforderungen wie die landesübliche Beurteilung der akademischen Berufskreise bringen es mit sich, daß an der mittelgroßen Universität Kopenhagen noch jetzt die jährliche Zahl der Doktorpromotionen in allen Fakultäten zusammen gewöhnlich zwischen zehn und zwanzig bleibt. Daher kann es kaum Unzuträglichkeiten verursachen, daß mit dem Dokortitel das Recht verbunden ist, in den akademischen Hörsälen freie Vorlesungen zu halten. Brandes begann im Jahre 1871 davon Gebrauch zu machen, und aus diesen mit Unterbrechungen fast drei Jahrzehnte füllenden Vorträgen sind seine wichtigsten Bücher und Aufsätze entstanden.

Schon am ersten Tage war es klar, daß der kleine, magere Jude mit dem derben, ausdrucksvollen Gesichte, der sehr sorgfältig angezogen auf dem Katheder stand und sein Manuskript „fast mit dem Geschick eines Taschenspielers“ verbarag (Hansen 39), nicht leidenschaftslos dichterische Werke auf ihren ästhetischen Wert untersuchen, sondern für eine Weltanschauung kämpfen wollte.

¹ Für die Kenntnis des Kritikers Brandes sind hauptsächlich folgende Schriften wichtig. Zunächst von Georg Brandes selber: Samlede Skrifter (Kopenhagen 1899 ff.). — Levned (drei Bände, Kopenhagen 1905—1908). — Forklaring og Forsvar (Kopenhagen 1872, auch im 13. Bande der Samlede Skrifter). Dann J. Paludan, Lærefriheden og Demokratiet (Kopenhagen 1880). — Alfred Ipsen, Georg Brandes. En Bog om Ret og Uret (drei Bände, Kopenhagen 1902 f.; weltanschaulich gegen Brandes, künstlerisch voll Bewunderung für ihn; reich an Tatsachen und Literaturangaben). — P. Lauritsen, Georg Brandes og det danske Folk (Kopenhagen 1912). — Oswald Hansen, Georg Brandes. Hans Forhold til Individualismen (Kopenhagen 1918; mit Brandes gesinnungsverwand, aber nicht kritiklos). — Leopold Magon hat in einer Charakteristik dänischer Bücher zur dänischen Literatur (Euphorion 27, 601—615, Stuttgart 1926) auch über Brandes einen lehrreichen Abschnitt mit bibliographischen Hinweisen, von denen die auf die Beiträge von Kubow und Rue in der Zeitschrift „Edda“ sowie auf die Darstellung Wilhelm Andersens in „Illustreret dansk Literaturhistorie“ hier besonders hervorzuheben sind. Weitere Aufsätze und Bücher, in denen sich beachtenswerte Einzelheiten finden, gebe ich im Verlaufe meiner Darlegungen an.

Er selbst gesteht in seinen Lebenserinnerungen, wo er von dem sehr tiefen Eindruck erzählt, den die Kämpferpersönlichkeit Stuart Mills bei der ersten Begegnung im Jahre 1870 auf ihn gemacht habe: „So wenig ich zu einem praktischen Politiker oder überhaupt zu irgend einer Wirksamkeit außerhalb des Reiches der Gedanken geschaffen war, schien ich mir doch keineswegs zu einem bloßen Gelehrten, einem Unterhaltungsschriftsteller, einem Literaturgeschichtler oder dergleichen bestimmt. Ich fühlte mich berufen, ein Mann der Tat zu werden“ (Levned I 310).

So sagte er denn in seinem Kopenhagener Einleitungsvortrag, das Leben der Literatur hange heute davon ab, ob sie Probleme erörtere (Skrifter IV 5). Das junge Dichtergeschlecht müsse Dänemark von Grund auf erneuern, es müsse die aus der französischen Revolution entsprungenen fortschrittlichen Geistesströmungen durch viele Kanäle ins Land leiten und die Herrschaft des freien Gedankens aufrichten (Skrifter IV 13). Nicht ohne Stolz schrieb er fast vierzig Jahre später: „Ich war der erste Däne, der offen und bewußt für Gedankenfreiheit kämpfte, nicht bloß gegen die Theologie, sondern gegen jede sog. Offenbarungsreligion“ (Levned II 88). Die Dänen jener Zeit gerieten über das Bekenntnis zum freien Gedanken, das Brandes rücksichtslos in den ihm überlassenen Hörsaal der theologischen Fakultät hineinrief (A. Ipsen I 116) in eine Entrüstung, die sehr vielen ihrer heutigen Nachkommen fremd geworden ist (Hansen 48). Der Sturm wurde so stark, daß Brandes den Versuch machte, ihn durch eine Verteidigungsschrift zu beschwören, in der er den freien Gedanken als das Suchen der Wahrheit durch das Denken allein bestimmte. Ob das Ergebnis eine theistische, atheistische oder pantheistische Weltanschauung sei, in jedem Fall müsse es durch das freie Denken und nicht durch Bindung an eine Offenbarung gewonnen sein (Forklaring 45). Wenn aber das Denken zur Erkenntnis führt, daß Gott den Menschen eine Religion geoffenbart hat?

Diese Frage war für Brandes bereits gelöst, aber nicht durch das Denken allein gelöst. An mehreren Stellen seiner Lebenserinnerungen spricht er von der inneren Entwicklung seiner Jugend (Levned I 50 55—57 76 117—126 132). In seinem liberal-jüdischen Elternhause war von religiöser Erziehung keine Rede. Durch verdorbene Kameraden wurde er, bevor er zwölf Jahre alt war, über alle geschlechtlichen Ausschweifungen aufgeklärt. Seine Mutter pflanzte ihm eine starke rationalistische Wunderscheu ein. In den protestantischen Religionsstunden, denen er auf der Schule als Zuhörer beiwohnte, erschien ihm das Übernatürliche am Christentum als unglaubwürdig, teilweise sogar als Rest alter Barbarei. Über die in den dänischen Synagogen gebräuchliche Feier der Einsegnung, bei der er sich zum Glauben an Gott, aber nicht zum Glauben an Moses und die Propheten bekannte, machte er einen zweideutigen Witz. Kurz vor seiner Universitätszeit bemühte er sich ohne sinnliche oder herzliche Liebe, bloß aus Herrschsucht, die Zuneigung und Bewunderung eines Mädchens zu gewinnen. „Dieses frühe, unbefriedigende, nur im uneigentlichen Sinn erotische Erlebnis“, sagt er, „hatte die bemerkenswerte Wirkung, daß ich in den nächsten sieben Jahren erotisch gleichgültig und unempfindlich blieb. So gelang es mir, mich ohne Störung durch Weiber und Leidenschaften ganz in die Welt mannigfacher Forschung zu vertiefen, die sich nun vor mir auftrat.“ Protestantische Universitätsfreunde versuchten ohne Erfolg, ihn zum Christen zu

machen. Aber mit 19 Jahren, als er durch Vermögensverluste der Eltern gezwungen wurde, in einer ärmlichen Dachstube zu wohnen, begann er ein glückbetrübtes Leben christlicher Entsagung. Es schien ihm das Höchste, sich für eine Idee zu opfern, und das hatte Christus in vollkommenster Weise getan. Um sich die Kraft zu einem solchen Lebensberuf zu erringen und die erwachende Sinnlichkeit beherrschen zu können, fing er an, Nahrung und Ruhe soviel wie möglich einzuschränken und manche Nacht statt im Bett, auf dem bloßen Bretterboden seines Zimmers zu schlafen. Bald fühlte er sich in der christlichen Gedankenvelt heimisch. Selbstverleugnung und Gebet trösteten und erhoben ihn. Aber schon nach einem Jahre kam ein Rückschlag. Er suchte nach Beweisen für die Pflicht, ein christliches Opferleben zu führen, und kein Beweis schien ihm überzeugende Kraft zu besitzen. „Kierkegaard“, schreibt er, „hatte behauptet, nur für das Bewußtsein der Sündhaftigkeit sei das Christentum kein Greuel und kein Wahnsinn. Für mich war es zuweilen beides. Ich schloß daraus, daß mir das Bewußtsein der Sündhaftigkeit fehle, und ich fand das bestätigt, wenn ich in mein Inneres schaute.“ Auch bei strengster Beurteilung habe er seine Fehler nur als Schwächen betrachten können, gegen die man kämpfen oder für die man büßen müsse: die christliche Grundlehre, daß Gott uns durch den Tod seines Sohnes von der Sünde erlöst habe, sei für ihn stets völlig sinnlos gewesen. Dagegen meinte er, die pantheistische Auffassung stehe im Einklang mit der in der Natur überall sich offenbarenden Vernunft. Nur sträubte sich sein Gefühl gegen den aus dem Pantheismus notwendig folgenden Verzicht auf persönliche Unsterblichkeit und auf das Gebet. Von Kindheit an war er gewohnt gewesen, in Angst und Not sich an eine höhere Macht zu wenden, wie es Hunderte von Geschlechtern seiner Vorfahren getan hatten. Erst in langen Unterredungen mit seinem Lehrer Hans Bröchner und besonders durch die von Ludwig Feuerbach versuchte naturalistisch-psychologische Erklärung des Gottesglaubens kam er schließlich zu der Ansicht, daß es keinen Gott gebe, zu dem er beten könne, und daß die persönliche Unsterblichkeit ein geschmackloser Wunsch sei. Er zwang sein Gefühl sich zu beruhigen, und der innere Kampf hörte auf.

Selbst wenn man diese Geschichte seelischer Wandlungen so hinnimmt, wie Brandes sie als alter Mann vierzig Jahre später niedergeschrieben hat, tritt der Wille zur Selbstherrlichkeit stärker hervor als der Drang nach Wahrheit. Der spottfüchtige junge Rationalist, dem christliche Dogmen und Sakramente nicht bloß unbegründet, sondern widerwärtig vorkommen, wird „hingerissen“ (Levned I 132), als er bei einem so oberflächlichen Denker wie Ludwig Feuerbach die Lehre von der Selbstvergötterung des Menschen findet. Daß er in religiösen Fragen keineswegs bloß dem Wahrheitsinn folgte, zeigte sich besonders klar einige Jahre später, als der stolze Gegner des Christentums seine Tochter Astrid taufen ließ, um ihr dadurch soviel wie möglich „von den Schwierigkeiten des an Schwierigkeiten ohnehin genügend reichen Erdenlebens zu ersparen“ (Levned III 301). Denselben Eindruck empfängt man von der Rechenhaftigkeit, die Brandes über sein Leben in der Einleitung seiner „Gesammelten Werke“ ablegt. Dort steht unter den drei nach seiner Ansicht unveränderlich gebliebenen Grundzügen seines Wesens nicht die Liebe zur Wahrheit, sondern neben der Liebe zur Gerechtigkeit und dem Glauben an das Genie als Quelle

aller Kultur nennt er an erster Stelle „den Gedanken der Freiheit und die leidenschaftliche Liebe zur Freiheit, womit Abscheu gegen Dogmen und gegen allen rohen und empörenden Zwang auf dem Gebiete des Handelns wie des Fühlens verbunden ist“ (Skrifter I v).

Georg Brandes besaß zu wenig die Fähigkeit, mit wissenschaftlicher Ruhe zwischen berechtigter und unberechtigter Einschränkung der Freiheit zu unterscheiden. Diese mehr auf Ungebundenheit als auf Richtigkeit des Denkens eingestellte Geistesverfassung hat seiner Lebensarbeit schwer geschadet. Durch die Leidenschaft des Kampfes ist sein kritisches Urteil sehr oft oberflächlich, nicht selten sogar unaufrichtig geworden.

Oberflächlichkeit war freilich das Gegenteil von dem, was er eigentlich anstrebte. In der Einleitung zu seinem Buch über die romantische Schule in Deutschland bezeichnet er es als seine Absicht, die Literaturgeschichte „so menschlich wie möglich zu nehmen“, den innersten Ursprung des Werkes in der Seele des Dichters aufzuspüren und dann das Ergebnis „so äußerlich und handgreiflich“ darzustellen, wie er nur könne. „Wenn es mir gelänge“, fährt er fort, „dem verborgenen Gefühl und dem allgemeinen Gedanken, die überall zu Grunde liegen, eine genaue und anschauliche Silhouette zu geben, so wäre meine Aufgabe gelöst. Am liebsten würde ich das Grundsätzliche immer ins Anekdotische herausarbeiten“ (Skrifter IV 198). Das Anekdotische gelang ihm nur zu oft, sogar im übelsten Sinn, aber zur richtigen Erfassung des Grundsätzlichen fehlte dem ungeduldigen Kämpfer die gewissenhafte Sachlichkeit, die den echten Kritiker auszeichnet.

Er begann seine Vortragstätigkeit ohne gründliche Kenntnis des Gegenstandes. Im Oktober 1871 teilte er Professor Bröchner mit, er wolle vom November an eine Reihe von Universitätsvorlesungen über das französische Drama halten. Als Bröchner meinte, für die gegebenen Verhältnisse sei das ein zu enges und zu wenig zugkräftiges Thema, versiel Brandes auf den umfassenden Plan der „Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts“ — und hielt schon am 3. November seine erste Vorlesung. Sechs Wochen lang sprach er wöchentlich zweimal. Er selber gibt zu, daß er „keine Zeit zu ordentlichem erneutem Studium“ gehabt habe. Es sei ihm nichts übrig geblieben, als zwischen den Vorträgen die Texte zu durchfliegen „und dem Mangel an Kenntnissen vorläufig durch hastiges Lesen von Sainte-Beuve und andern Forschern abzuhelpen“ (Levned II 62—65). Als er sechs Jahre später mit ähnlicher Eile und ebenso ungenügender Vorbereitung in Berlin sein Buch über Beaconsfield schrieb, entschuldigte er seine Oberflächlichkeit vor sich selber mit Geldmangel. Er litt „keineswegs auch nur die geringste Not“, aber um pünktlich seine Rechnungen bezahlen zu können, mußte er schnell Honorar haben. Also verzichtete er auf den Ankauf mancher Bücher, schrieb sein Werk ohne Vorentwurf ins Reine und schickte die fertigen Teile jeden Tag zweimal nach Kopenhagen in die Druckerei (Levned II 320—322; A. Ipsen II 21). In seinem Buch über Polen stehen ungefähr hundert Seiten über die polnische Romantik. Seine Eindrücke von den Werken dieser ihm in der Ursprache unzugänglichen Literatur beruhten teilweise darauf, daß sie ihm jemand mündlich aus dem Stegreif ins Französische übersetzt hatte (Levned III 159). Gewiß bemühte sich Brandes, bei Gelegenheit die Fehler seiner Bücher zu ver-

bessern, aber auch als Mangel an Zeit oder Geld nicht mehr ein mildernder Umstand für ihn war, blieb ein schreiendes Mißverhältnis zwischen seiner wirklichen Leistung und der Bewunderung, die er bei Uneingeweihten fand.

Sachkenner haben das schon vor dreißig Jahren ausgesprochen. Einen charakteristischen Beleg bieten einige Sätze von Theodor de Wyzewa, dem ständigen Kritiker der „Revue des Deux Mondes“ für ausländische Literatur. Er schreibt wörtlich (147 [Paris 1898] 458): „Neulich las ich über ihn in einer russischen Zeitschrift eine sehr schmeichelhafte Studie. Nur habe er, wie der Verfasser bedauerte, gerade die russische Literatur immer falsch aufgefaßt. Am selben Tage stand in einem Artikel des „Saturday Review“, der von Bewunderung für die Allseitigkeit seiner Kenntnisse überfloß, daß, unter allen seinen Werken vielleicht einzig das Buch über die englische Dichtung einer gründlichen Verbesserung bedürfe“. Und ich glaube nicht, daß jemand in Frankreich Widerspruch gegen Jean Thorel erhebt, der uns sagt, daß von den sechs Bänden der „Hauptströmungen“ die über die französische Literatur die „dürftigsten“ und ungenauesten sind.“ Dasselbe Mißtrauen spricht aus den Worten, mit denen mehr als zehn Jahre früher Henrik Schück, der spätere Professor von Upsala, eine lange Kritik eines Aufsatzes von Brandes über Hamlet und Montaigne schloß. Schück meint, Brandes solle darauf verzichten, „mit Hilfe seines Ansehens dem unkundigen Publikum blauen Dunst vorzumachen“, er habe es nicht nötig, „mit den faux brillants eines literarischen Scharlatans zu glänzen“ (Finsk Tidskrift 18 [Helsingfors 1885] 287). Der Krakauer Professor Marian Żdziechowski hatte für sein Erstlingswerk (Mesyaniści i Skowianofili, Krakau 1888) methodisch fast ebensoviel von Brandes wie von Laine lernen zu können geglaubt. Fünfzehn Jahre später sagte er mir, daß er Brandes weit überschätzt habe.

Zuweilen legt Brandes seine Kritik von vornherein so an, daß sie zur Kenntnis des kritisierten Werkes kaum etwas beiträgt. Als die über tausend Seiten starke zweite deutsche Ausgabe seines Shakespearebuches erschienen war (München 1898), spottete Wolfgang Keller, der damalige Mitherausgeber des „Jahrbuches der deutschen Shakespearegesellschaft“ (37 [Berlin 1901] 247), das dickleibige Werk habe „keinen Index, ebensowenig wie ein Roman von Fontane“, es sei „eine interessante psychologische Entwicklung“, aber man werde „in der literarhistorischen Erkenntnis des William Shakespeare, der von 1564 bis 1616 gelebt hat, nur wenig gefördert“. In der Einleitung des Goethebuches (deutsche Ausgabe, Berlin 1921) gestand Brandes, er schreibe „nicht um Goethes, sondern um seiner selbst willen, in der Absicht, die Eindrücke zusammenzufassen“, die er von Goethe empfangen habe. Eigentlich persönliche Eindrücke sind das trotzdem nicht. Hermann Korrff sagt mit schonender Einschränkung, diese Darstellung Goethes weiche „in den Grundlinien nicht allzusehr von der üblichen Lesart ab“ (Jahresberichte über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. Neue Folge II [Berlin 1924] 60 f.).

An die „gewöhnliche Lesart“ hat sich Brandes in einem wenig rühmlichen Sinn immer gehalten: Freunde wie Gegner, die ihn wirklich kennen, stimmen darin überein, daß neue Gedanken bei ihm sehr selten sind. Ebenso unbedingt wie Alfred Ipsen, der rund heraus behauptet: „Er hat schließlich und letztlich

die Welt nicht mit einem einzigen großen, neuen, ursprünglichen Gedanken bereichert, der ihm eigen gewesen wäre“ (III 208), sagt Oswald Hansen, seine Gedanken seien „eigentlich alt“, er sei „kein Bahnbrecher in dem Sinne, daß irgend etwas Neues auf ihn zurückzuführen sei“ (126).

Aber Brandes ist als Kritiker nicht bloß oberflächlich, er ist unaufrichtig. Raum war im Jahre 1872 der erste Band der „Hauptströmungen“ erschienen, als der Vorwurf laut wurde, der Verfasser gehe nicht auf die Quellen zurück, sondern begnüge sich oft mit einer bequemen Wiedergabe fremder Forschungen. Sogleich antwortete Brandes mit aller Bestimmtheit, er habe „kein einziges Werk behandelt“, ohne es „aufs genaueste“ gelesen zu haben. Natürlich habe er sich auch mit früheren Arbeiten über seinen Stoff bekannt gemacht, aber er habe „überall“, wo er sie benützt habe, das, „in einer Anmerkung unter dem Text angegeben“ (Forklaring 32). Nun habe ich ja soeben dargelegt, daß Brandes tatsächlich für seine Vorlesungen ungenügend vorbereitet war, und daß er später selbst eingestand, er habe den Mangel an Vertrautheit mit den von ihm behandelten Schriftstellen durch rasches Lesen von Sainte-Beuve und andern Forschern ersetzt (Levned II 63). Noch ungünstiger aber fällt gegen Brandes ins Gewicht, daß ihm in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift „Nær og Fjern“ (VII Nr. 276—279, Kopenhagen 1878) die heimliche Herübernahme zahlreicher, manchmal seitenlanger Stellen aus Sainte-Beuve, Hettner und andern Kritikern nachgewiesen worden ist. Von dem Umfang des gedanklichen und oft auch sprachlichen Anschlusses an diese Vorgänger, sagt der nicht genannte Verfasser — es ist nach Alfred Ipsens Feststellung (III 113) der spätere Professor Julius Paludan von der Kopenhagener Universität — erhalte man aus den von Brandes gemachten Anmerkungen eine viel zu geringe Vorstellung.

Fünf Jahre nach dieser beschämenden Entlarvung schrieb Brandes in der Kopenhagener Zeitschrift „Tilskuere“ (Oktober 1883) einen Aufsatz über Börne. Brandes war 41 Jahre alt, er war ungefähr 15 Jahre teils in Kopenhagen, teils in Berlin literarisch tätig gewesen, er hatte die öffentliche Aufmerksamkeit in mehr als gewöhnlichem Grade auf sich gelenkt. Und doch konnte C. A. Nissen, der nachher als Professor an die Universität Kopenhagen berufen wurde, durch mehr als zwanzig Parallelstellen beweisen, daß der Aufsatz aus Bruchstücken von Gottschall, Gukow und Börne zusammengestoppelt war. Die Sache wirbelte in Dänemark gewaltigen Staub auf, aber Brandes fand keine bessere Erklärung als die Schnelligkeit, mit der er den Aufsatz geschrieben und infolge deren er übersehen habe, daß auf den benützten Blättern teilweise Auszüge aus fremden Werken gestanden hätten. Nissen gab ihm dann den Rat, sich in Zukunft zwei Schubladen einzurichten, eine für Fremdes, die andere für Eigenes (A. Ipsen III 107).

Wieder vergingen fünf Jahre, und Brandes stand in einem ebenso unrühmlichen Streit wegen seiner Darstellung der deutschen Romantik. In Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“ (80 [Braunschweig 1887] 1—24) setzte Dr. Puls aus Glensburg auf mehr als einem Duzend Seiten in Kleindruck kürzere und längere Abschnitte aus der 1887 in Leipzig erschienenen deutschen Übersetzung des zweiten Bandes der „Hauptströmungen“ von Brandes neben Abschnitte aus Haym, Goedeke und Hügig. Es ergab sich

eine sachliche und oft wörtliche Übereinstimmung zwischen Brandes und seinen Vorgängern, die offenbar auf Entlehnung beruhte. Aber die Entlehnung war wieder nicht kenntlich gemacht, und das fiel Brandes zur Last, denn er selber hatte diese Leipziger Ausgabe von 1887 unter nicht ganz einwandfreier Benützung einer früheren deutschen Übersetzung veranstaltet (Literarisches Zentralblatt [Leipzig 1887] 578; Levned II 328). In demselben Bande der „Hauptströmungen“ findet sich, wie Alfred Ipsen nachweist (III 118—121), noch eine andere bedenkliche Verschleierung. Wo Brandes über Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ spricht (Skrifter IV 428), sagt er zunächst einiges, was teils der Sache, teils auch dem Wortlaut nach schon Julian Schmidt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ über Schubert geschrieben hatte. Dann bringt er über Schubert noch weitere Bemerkungen, die gleichfalls aus Julian Schmidt stammen; nur macht Julian Schmidt sie nicht über Schubert, sondern ein paar Seiten weiter über Kerner. Offenbar hat Brandes also Schubert und Kerner so wenig gekannt, daß ihm die Verwechslung gar nicht aufgefallen ist. Die Herübernahme aus Julian Schmidt verschweigt er. Ich habe in dem 1900 erschienenen Bande der „Samlede Skrifter“ sowohl diese Stellen als auch viele der von Puls gerügten Entlehnungen nachgeprüft und gefunden, daß Brandes weder die Einschreibungen aus fremden Büchern durch eigene Arbeit ersetzt, noch die fehlenden Quellenangaben hinzugefügt hat. Als die dänische Presse die Nachricht von den Enthüllungen in Herrigs „Archiv“ brachte, schrieb Brandes in der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ (Nr. 69, März 1888), er höre, daß ein Dr. Puls ihn „erledigt“ habe. Den deutschen Text des Aufsatzes kenne er nicht, nur die Wiedergabe im Kopenhagener „Dagblad“. Natürlich mußten Inhaltsangaben oder geschichtliche Tatsachen bei ihm dieselben sein wie bei Haym oder Goedeke. Wer „auf diesem Gebiet ein Recht mitzusprechen“ habe, für den sei es unnötig, Goedeke ausdrücklich zu nennen. Ein Schriftsteller „von gesundem Selbstgefühl“ lasse sich nicht darauf ein, ausdrücklich zu sagen, was an seinen Arbeiten neu sei. Was man ihm also aus diesem Anlaß vorwerfe, beruhe auf „reiner Dummheit oder reiner Bosheit“. Selbstverständlich ist das keine Rechtfertigung für so unbekümmerte Entlehnungen, wie sie bei Brandes vorliegen. Und der seltsame Einfall, das Entlehnte deshalb nicht kennzeichnen zu wollen, weil dadurch in einer für das „gesunde Selbstgefühl“ unerträglichen Weise auf den Eigenwert des übrigen Inhaltes hingewiesen würde, hat Brandes nicht abgehalten, in der Nachschrift zur zweiten dänischen Auflage seines Goethebuches (II [Kopenhagen 1915] 536) sehr deutlich zu sagen, inwiefern dieses Werk nach seiner Meinung als ein völlig neuer Versuch zur Entwicklung der Persönlichkeit Goethes zu gelten habe.

Alfred Ipsen (III 127) ist der Ansicht, daß Brandes im allgemeinen, wo er über dänische oder andere nordische Schriftsteller spricht, selbständig arbeitet. Dennoch zeigt sich der verhängnisvolle Mangel an Aufrichtigkeit auch hier. Der schwedische Tegnérforscher Gustaf Ujunggren hat für das Buch, das Brandes über Tegnér geschrieben hat, zwar viel Anerkennung, bemerkt aber zugleich, daß manchmal fremde Gedanken in nur wenig verändertem Ausdruck ohne Kennzeichnung der Entlehnung herübergenommen sind (A. Ipsen II 12). Im Jahre 1901 beschwerte sich Ernst von der Recke, daß sein Buch „Dansk

Verskunst“ von Brandes in ungehöriger Weise für die Studie über Christian Winther ausgenützt worden sei. Tatsächlich beweist Ipsen durch eine ganze Reihe von Stellen, daß Brandes in der ersten Auflage seiner Sammlung „Danske Digtere“ die Verskunst Winthers lobt, sie dagegen in der zweiten Auflage genau so tadelt, wie es unterdessen Ernst von der Rede mit besserer Kenntnis der Metrik getan hatte. Aber Brandes nennt seinen Lehrmeister mit keinem Wort (A. Ipsen III 128—131).

Schon früh ist man sich in der dänischen Gelehrtenwelt darüber klar gewesen, daß all das Oberflächliche und Unaufrichtige, das bei Brandes mit einer verblüffenden Häufigkeit wiederkehrt, starke Wurzeln in seiner leidenschaftlichen Einstellung auf den Kampf für den freien Gedanken hat. Julius Paludan stellte 1880 (Laerefriheden 22—31) die Gründe zusammen, weshalb Brandes ungeeignet sei, der Wissenschaft auf einem Lehrstuhl der Universität zu dienen. Die Literaturgeschichte sei ihm Form und Vorwand zu religiöser, ethischer und sozialer Polemik. Er setze die Falschheit und Schlechtigkeit dessen, was er in seinen „Hauptströmungen“ bekämpfe, als bewiesen voraus, wie ihm öffentlich mehrmals vorgehalten worden sei. Er stelle seine Lehre von der Gedankenfreiheit so hin, als ob sie in ganz Europa, mit Ausnahme von Dänemark, anerkannt wäre, und er rücke sich die literaturgeschichtlichen Tatsachen gewaltsam so zurecht, wie er sie für diesen Zweck brauche. Gewiß könne sich auch ein wirklicher Gelehrter für den Sieg einer bestimmten Weltanschauung einsetzen, aber, schließt Paludan, „bei wem die ganze Persönlichkeit und alle Werke derart polemisch durchsäuert sind wie bei Dr. Brandes, der ist kein Mann der Wissenschaft“. Ebenso hat vor kurzem der Münsterische Privatdozent Leopold Magon im „Euphorion“ (27, 604—608) festgestellt, daß bei Brandes die polemische Einseitigkeit über die wissenschaftliche Genauigkeit siegt, und daß er nicht so sehr auf neue Untersuchungen bedacht ist, als „bekannte oder von fremder Hand erarbeitete — übrigens nicht immer als Ergebnis fremder Arbeit gekennzeichnete — Tatsachen in neue Beleuchtung“ zu rücken sucht.

Unter solchen Umständen erhebt sich nur um so dringlicher die Frage, wie denn der außergewöhnliche Erfolg zu erklären ist, den Georg Brandes gehabt hat. Auch hier fällt die Trennung von Wirklichkeit und Schein nicht zu Gunsten von Brandes aus.

Die Dänen haben Brandes nicht besonders viel gelesen. In der Einleitung zu den „Samlede Skrifter“, die mehr als dreißig Jahre nach dem Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu erscheinen begannen, dankt er seinem Verleger für das „Wagnis“, durch diese Ausgabe seine Bücher für den vierten Teil ihres bisherigen Preises anzubieten. Denn obgleich seine Schriften „gemeinverständlich und leicht zugänglich“ seien, hätten sie „nur in engeren Kreisen Liebhaber gefunden“ (Skrifter I 1). Sehr viel anders scheint das auch durch die so bedeutend verbilligte Gesamtausgabe nicht geworden zu sein. Lauritsen (Georg Brandes 7) erzählt nämlich zehn Jahre später, bei absichtlich angestellten Versuchen, die ja jeder fortsetzen könne, habe er zu seinem Staunen gefunden, daß in vielen Fällen sogar sehr belesene Leute „auch nicht ein einziges Buch“ von Georg Brandes gekannt hätten.

Nach den soeben angeführten Darlegungen Paludans begreift man, daß Brandes 1875 mit seiner Bewerbung um die erledigte Professur der Ästhetik kein Glück hatte. Die Universität war ihm, wie Paludan bezeugt (Laerefriheden 11) „auf alle Art entgegengekommen: durch Überlassung der größten Hörsäle, durch die Erlaubnis, für seine Vorlesungen Eintrittsgelder zu nehmen, durch mehrmalige Zuerkennung reichlicher Stipendien“. Aber das Ministerium weigerte sich unbedingt, einen Agitator, der im Genuß aller dieser Vorteile das religiöse und sittliche Empfinden der Bevölkerung in gänzlich unwissenschaftlicher Weise aufs schwerste verletzt hatte, auch noch fest anzustellen. Der öffentliche Unwille gegen ihn wurde so stark, daß er Mühe hatte, einen Verleger für seine Bücher und eine Zeitung zum Druck seiner Aufsätze zu finden. Deshalb ging er 1877 nach Berlin, um dort als freier Schriftsteller sein Glück zu versuchen (Hansen 118—123). Das Glück ließ auch in Berlin auf sich warten (Levned II 320—322). Doch hatte er in Kopenhagen außer vielen Gegnern manche Freunde zurückgelassen. Beim Abschied war ihm eine Dankadresse überreicht worden, unter der 45 Namen von gesinnungsverwandten Professoren der Universität und andern Anhängern des Liberalismus standen (A. Ipsen I 196—199). Einige unbekannt gebliebene Parteigänger des Freisinns boten ihm 1882 auf zehn Jahre aus ihren Privatmitteln ein jährliches Gehalt von 4000 Kronen an, wenn er sich von neuem in Kopenhagen niederlasse und sein Recht, an der Universität öffentliche Vorlesungen zu halten, wieder ausübe (Levned III 29; A. Ipsen II 63). Er nahm an, aber die Empörung gegen ihn griff im selben Maße weiter um sich wie die Rücksichtslosigkeit seiner durchaus unakademischen Agitation.

Sehr heftige Angriffe richteten sich gegen Brandes, als man 1885 aus einem Aufsatz über eine Novelle von Garborg schloß, daß er auf die Unberührtheit der Frau vor der Ehe keinen Wert lege. Auffallend häufig ist mir in der Literatur über Brandes der in Betracht kommende Satz (Skrifter III 472) als Anklage gegen den Verächter der Moral begegnet. Brandes hat diesen Beweis mit Recht abgelehnt (Levned III 296), weil der Satz offenbar nur einen Gedanken der besprochenen Novelle wiedergibt. Allerdings erhebt Brandes in seiner Kritik nicht nur keinen Einspruch gegen diese Auffassung, sondern er sagt, eine solche Frage könne man in nicht dichterischer Form ohne Gefahr nur im Sinne der üblichen Moral behandeln, und darum schweige man besser (Skrifter III 473). Ja, in demselben Jahre 1885, in dem die Kritik über Garborg erschien, schrieb Brandes in einem Aufsatz über Luther und die Ehe: „Ich sehe den wahrscheinlichen und wünschenswerten Fortschritt darin, daß das Erotisch-Eheliche ganz zu einer Privatsache wird, während gleichzeitig die Entwicklung dahin gelangt, daß niemand seine Kinder im Stich läßt.“ Der Unterschied zwischen ehelicher und unehelicher Geburt werde wohl verschwinden, und es gebe dann nur „eine einzige Art geboren zu werden, wie eine einzige Art zu sterben“ (Skrifter VII 294 f.). Damit ist also tatsächlich auch von Brandes selber die Keuschheit in dem Sinn preisgegeben worden, wie es ihm seine Gegner vorgeworfen haben. Überhaupt zeigt sich in seinen Schriften durchgängig eine unangenehme Vorliebe für das Anstößige. Seine Gleichgültigkeit gegen das allgemeine sittliche Empfinden geht so weit, daß er in einem Bericht aus Paris „in sympathischen Ausdrücken“ ein naturwidriges Liebesver-

hältnis zwischen Mutter und Sohn als Beispiel für die Überlegenheit des französischen Geistes erzählt (Hansen 114 f.).

Die unbegrenzte Leichtfertigkeit, mit der Brandes in Wort und Schrift das Liebesleben behandelte, war einer der Gründe, weshalb der auch in Deutschland sehr bekannte Karl Gjellerup ihm in den 1880er Jahren die Gefolgschaft kündigte. Gjellerup spricht selber im letzten Kapitel seines Buches „Vandreaaret“ (Kopenhagen 1885) davon. Er habe mit den Brandesianern kaum noch etwas gemein, als daß er „nicht an einen persönlichen Gott glaube“ (469). Auch er sei in manchen Punkten Gegner der herkömmlichen religiösen Moral (480), aber das von Brandes gepriesene erotische *laissez aller* sei ebenso verderblich wie das wirtschaftliche: das Schwache werde dem Starken, das Feine dem Rohen rücksichtslos geopfert (477). Der Naturalismus von Brandes und den Seinen gehe darauf aus, das niedrigste Triebleben als das rein Menschliche hinzustellen oder wenigstens einem bodenlosen moralischen Skeptizismus das Wort zu reden (493). Übrigens war Gjellerup auch nicht mehr mit der von Brandes aufgestellten Forderung einverstanden, daß eine große Dichtung Problemdichtung sein müsse (487). Gegen dasselbe Gebot hatte sich einige Jahre vorher Jens Peter Jacobsen aufgelehnt, wie ich in dieser Zeitschrift bereits festgestellt habe (80, 488). Als der schwindsüchtige Dichter mühsam an seinem atheistischen Tendenzroman „Niels Lyhne“ arbeitete, schrieb er an Eduard Brandes, den Bruder Georgs, in Zukunft werde er sich auf solche Advokatendichtungen nicht mehr einlassen. Überhaupt konnte Georg Brandes mit all seinem Geist und Wig und all seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit (Hansen 62) nicht verhindern, daß die Reihen der um ihn gescharten, meist jüngeren Schriftsteller sich immer mehr lichteten. Zu oft stieß er auch durch eine Herrschsucht ab, die keinen selbständigen Willen neben sich duldete und mit unveröhnlichem Haß jeden Gegner verfolgte (Hansen 65 f.). Als er 1891 die zweite Auflage seines Buches „Det moderne Gennembruds Mænd“ veranstaltete, in dem er einst mit so stolzer Freude über seine Getreuen Heerschau gehalten hatte, gab er ihr als Motto diese Strophe aus einem dänischen Volkslied:

Da ritt der König aus Surreborg,
Und hinter ihm hundert der Seinen;
Doch als er über die Ribe ritt,
Da war er ganz alleine.

Die Zeit, für die ihm seine heimlichen Freunde das Jahrgehalt zugesichert hatten, nahte gerade damals ihrem Ende. Einige Schriftsteller, Gelehrte und Künstler bewarben sich für ihn bei der Regierung und der Volksvertretung um einen lebenslänglichen Ehrensold von jährlich 3000 Kronen. Das Gesuch hatte keinen Erfolg. Im selben Jahre 1891 waren 25 Jahre verflossen, seit Brandes zum ersten Mal als Schriftsteller aufgetreten war. Bei dem Festessen, das ihm aus diesem Anlaß gegeben wurde, sagte Erik Skram, er komme an der Spitze „eines geschlagenen Heeres“, um Brandes zu bitten, auch weiterhin Führer sein zu wollen (Ipsen I 10; II 163). Die verlorene Sache war aber nicht mehr zu retten. Am Schlusse des vorhin erwähnten Buches „Det moderne Gennembruds Mænd“ hatte Brandes 1883 die Gegenwart unter dem Bilde zweier Eisenbahnzüge dargestellt. Im einen saßen die Anhänger der

Freiheit, im andern die Anhänger der Kirche. Die Leute im Zug der Kirche sahen den Zug des Fortschritts in entgegengesetzter Richtung vorüberfahren und glaubten nun infolge der bekannten Sinnesstauschung, auch ihr eigener Zug bewege sich. „Sie wußten nicht, daß ihre Lokomotive schon längst abgekoppelt, der Dampf abgelassen und das Feuer gelöscht war.“ Als das in den „Samlede Skrifter“ (III 200) von neuem gedruckt wurde, fügte Brandes mit der Jahreszahl 1899 hinzu, es „könne scheinen“, als ob die Entwicklung der europäischen Literaturen „dieses Wort zuschanden gemacht habe“. Der Naturalismus sei durch den Symbolismus verdrängt worden, und „das siegreiche Vorrücken der katholischen Kirche in protestantischen Ländern habe mehr oder weniger vollständige literarische Bekehrungen hervorgerufen“. Man könne aber „mit voller Sicherheit behaupten“, daß diese Strömung nur „eine Modekrankheit“ sei, nur „das letzte Aufglücken eines Feuers, dem es an Nahrung fehle“. Der zuversichtliche Prophet hat nach dieser Weissagung noch fast vier Jahrzehnte gelebt, aber das ihm verhasste Feuer hat er nicht erlöschen sehen.

Durch den politischen Wahlsieg der Linksparteien erhielt der sechzigjährige Brandes endlich im Jahre 1902 vom dänischen Staate den Professortitel mit dem gebräuchlichen Gehalte von 6000 Kronen, aber ohne Verpflichtung zu Vorlesungen (Hansen 187). Das änderte jedoch nichts an dem steten Sinken seines geistigen Einflusses. Die von ihm mitbegründete Kopenhagener Zeitung „Politiken“ brachte zu seinem 70. Geburtstag am 4. Februar 1912 ein Gedicht von Henrik Pontoppidan. Der Dichter fragt verwundert, wo denn in all dem Festjubiläum der gefeierte Meister sei. Eine Nachteule gibt ihm die Antwort, der Meister verberge sich. Seine Schöpfung sei in Trümmer gesunken, weder Freude noch Stärkung noch Licht habe seine Sonne gebracht. Deshalb feiere er sein Fest bei den Toten (Lauritsen, Georg Brandes 43 f.). Ebenso stellte Osvald Hansen am Schlusse seines Buches fest: „Er ist der berühmteste aller Dänen, aber er hat nicht gesiegt. . . . Er hat für Gedanken gekämpft, deren Macht immer weniger fühlbar wird, je weiter die Jahre nach 1870 fortschreiten“ (200). Das Ende war die unglaublich oberflächliche und dabei nach Ansicht des Verfassers streng wissenschaftliche Schrift „Sagn om Jesu“ (Kopenhagen 1924), die von dänischen wie deutschen Fachleuten als ein weder neuer noch sachlich in Betracht kommender Versuch, die geschichtliche Person Jesu in bloße Mythologie aufzulösen, kurzerhand abgetan wurde.

Brandes hatte also in der Tat einen ganz persönlichen Grund, als er in der Einleitung zu den „Samlede Skrifter“ den Dauerwert seiner Arbeit nicht zunächst in ihrem sachlichen Gehalt erblickte. Das ist durchaus nicht für jede literarische Kritik, wie er zu seiner Entlastung nahelegt, ein unentrinnbares Schicksal. Sainte-Beuve hat lange vor Brandes geschrieben, und obgleich die Werke dieses Franzosen keineswegs auf allen Punkten zuverlässig sind, so bieten sie doch noch immer unvergleichlich mehr sachliche Belehrung als die Werke seines dänischen Nachahmers. Dagegen hofft Brandes an der angeführten Stelle nicht mit Unrecht, daß die künstlerische Form seinen Schriften eine gewisse Dauer sichern werde (Skrifter I VII). Sein Ruhm beruht nicht einzig auf seiner Begabung, aber hätte seine literarische Befähigung das Durchschnittsmaß nicht hoch überragt, so wäre selbstverständlich nichts im-

stande gewesen, ihn zu dem bewunderten Kritiker zu machen, der er geworden ist. In der Erfassung der künstlerischen Eigenart dänischer Dichter zeigte er zuweilen auch sachlich eine unübertroffene Feinheit. Valdemar Rørdam, selbst ein bedeutender Lyriker, zählt in der Zeitschrift „Fædrelandet“ (Jahrg. 1912, S. 251) eine Reihe von ihnen auf, über die Brandes so geschrieben habe, daß sie dadurch „von neuem, mehr innerlich und unverlierbar zum lebendigen Besitz des Volkes“ geworden seien. Geradezu grenzenlos ist überhaupt bei Brandes, wenn nur seine Leidenschaft ihn nicht verblendet, die echt kritische Fähigkeit der Einfühlung in die aller verschiedensten dichterischen Persönlichkeiten. Auch sein Gegner Ipsen (III 39) gibt das ausdrücklich zu. Besonders aber sind urteilsfähige Dänen aller Richtungen —, und ein Nichtdäne darf hier nicht urteilen wollen —, sich einig, daß Brandes in Wort und Schrift ein wunderbarer Meister der dänischen Sprache ist. Er besaß in seinen besten Jahren eine wahrhaft dämonische Beredsamkeit. „In seiner Sprache, in seinem Wesen“, sagt Alfred Ipsen, „lag ein Zauber, der von vielen als eine Art höllischer Magie bezeichnet wurde, und der besonders Frauen und junge Leute in einen wirklichen Paroxysmus der Begeisterung versetzte, auf den dann ein Rückschlag von entsprechender Stärke folgte“ (III 47 f.). Valdemar Vedel, Professor an der Kopenhagener Universität, bezeugt ebenfalls aus den Erfahrungen seiner Studentenzzeit: „Wir fühlten uns, wenn wir nach Hause gingen, wie inspiriert, alle wie Dichter“ (A. Ipsen II 100). Rørdam meint, „künstlerisch fehlerfrei“ schreibe Brandes „vielleicht nicht so oft“, aber seine Sprache habe einen höheren Vorzug: sie strahle Leben, sie sei schmelzend und schlagend. „Kein Dichter“, sagt er an der vorhin angeführten Stelle, „hat unsere Muttersprache mit zarterer Sorge gehegt und gepflegt.“ Auch Osvald Hansen (47) erklärt Brandes für „Dänemarks größten Prosaisker“, neben den nicht einmal Søren Kierkegaard sich stellen dürfe.

Kein ruhiger Beurteiler wird sagen, daß diese Lichtseiten die häßlichen Flecken der Parteilichkeit, Oberflächlichkeit und Unaufrichtigkeit, die das kritische Lebenswerk von Georg Brandes entstellen, gering erscheinen lassen. Noch viel weniger kann man aus seinen Verdiensten seinen Weltruhm erklären, wenn man nicht eine ganze Reihe von andern Tatsachen berücksichtigt, die ihm wiederum nicht ausnahmslos zur Ehre gereichen.

Mit richtigem Gefühle hat im Berliner „Vorwärts“ (Nr. 59, 4. Februar 1922) Max Hochdorf geschrieben, Brandes habe sich schon früh „wie ein Diplomat“ in den Hauptstädten der Kultur bewegt und sich „mit der Emsigkeit, die sein zum Internationalismus zielender Gang forderte, in die geistigen Kreise des zentralen, des östlichen und westlichen Europas“ geradezu „gedrängt“. Wo er glaubte, auf Förderung seiner literarischen Ziele rechnen zu dürfen, zeigte sich seine Feder, unbeschadet gelegentlichen Widerspruches, sehr gefällig, so bei Taine, bei Renan, bei Stuart Mill, bei Beaconsfield, bei Kropotkin, bei den deutschen Liberalen der siebziger Jahre. Natürlich wurden ihm solche Aufmerksamkeiten vergolten, und er half nach, daß die Vergeltung Zinsen trug. Oft und oft sieht man ihn wohlgefällig die alten Kohlen wieder anblasen, auf denen der Weihrauch liegt, der ihm berechnend oder bewundernd gestreut worden ist (Levned III 94 160 164 192 229). Wenn er sich für einen aufstrebenden Schriftsteller einsetzte, erwartete er unerbittlich, daß der Schüg-

ling sich so benehme, als ob er „fast alles, was er war“, dem mächtigen Kritiker verdankte (Hansen 65).

Ohne Zweifel schuldet Brandes einen nicht geringen Teil seines Ruhmes dem, was er für die Anerkennung einiger hervorragender Geister geleistet hat oder geleistet zu haben mit Erfolg behauptet hat. Wo er in seinen Lebenserinnerungen von Niegtsche spricht, faßt er alle diese Ruhmestitel in folgende charakteristische Worte zusammen: „Ich fühlte es als Pflicht, für ihn zu tun, was ich ein paar Jahrzehnte früher für Ibsen, später für Klinger, für Jacobsen und viele andere getan hatte: die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf diese Quelle der Kraft und der Erkenntnis zu lenken, die unbeachtet hervorsprudelte und dahinfloß, auf diese geniale Stimme, die da rief, ohne das vermißte vielfache Echo zu finden, das noch schlummerte, aber sicher geweckt werden konnte“ (Levned III 229). Auch hier nimmt Brandes wieder mehr in Anspruch, als ihm zusteht.

Er will der erste gewesen sein, der in Deutschland auf die Bedeutung Ibsens hingewiesen habe (Levned III 387). Es ist schwer einzusehen, wie das geschehen sein soll. Aus einer von dem Wiener Universitätsprofessor Robert Franz Arnold (Das moderne Drama [Straßburg 1908] 148 ff.) aufgestellten Tabelle geht hervor, daß schon 1872, als Brandes in Deutschland noch unbekannt war, drei Dramen von Ibsen ins Deutsche übersetzt wurden. Im folgenden Jahr schrieb Adolf Strodsmann (Das geistige Leben in Dänemark [Berlin 1873] 204—258) ausführlich über Ibsen und gab seiner Überzeugung von der Bedeutung des Norwegers mit den Worten Ausdruck: „Die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo der Ruhm des Dichters über die fernsten Länder erschallen wird.“ Bevor Brandes im Jahre 1877 seine Berliner Wirksamkeit begann, waren zwei Dramen Ibsens in München, Wien und Berlin aufgeführt worden. Als Brandes seinen frühesten deutschen Aufsatz über Ibsen veröffentlichte (Moderne Geister, Frankfurt 1881), waren in Deutschland wenigstens drei weitere Dramen Ibsens, darunter „Die Stützen der Gesellschaft“ und „Nora“, übersetzt, aufgeführt und in literarischen Kreisen lebhaft erörtert worden. Es läßt sich also wirklich nicht aufrecht erhalten, daß Henrik Ibsen durch Georg Brandes für die Deutschen entdeckt worden sei.

Und ebenso ungenau ist die überall verbreitete Meinung, Brandes habe Niegtsche entdeckt. Allerdings steht das sogar bei Niegtsche selber, und Brandes hat mit andern Briefen von Niegtsche auch dieses Zeugnis veröffentlicht, zugleich aber kenntlich gemacht, daß der Philosoph es zu einer Zeit und in einer Form geschrieben hat, die es als wertlose Äußerung eines Geisteskranken erscheinen lassen (Georg Brandes, Menschen und Werke, 3. Aufl. [Frankfurt 1900] 224 f.). Wichtiger ist, daß Brandes an derselben Stelle (212) mitteilt, Niegtsche habe im Jahre 1886 die Bekanntschaft durch Übersendung seines Buches „Jenseits von Gut und Böse“ eingeleitet. Der Eindruck sei stark, aber nicht „einfach“ und „bestimmt“ gewesen. Erst als Niegtsche die im November 1887 erschienene „Genealogie der Moral“ übersandte, „reagierte“ Brandes „mit einigen Zeilen“. Zu Beginn des folgenden Jahres kündigte er in Kopenhagen eine Reihe von Vorträgen über Niegtsche an. Er bemerkt in seinen Lebenserinnerungen, der Hörsaal der Universität sei nicht übermäßig besucht gewesen, obgleich kein Eintrittsgeld erhoben worden sei. Dann fügt er wört-

lich hinzu: „Meine Vorträge waren der erste Vorbote des Weltruhms, der ihn erreichte, bevor die Geisteskrankheit ihm das Bewußtsein raubte“ (Levned III 230). Nun steht fest, daß bereits 1872 und 1873 in Berlin zwei Schriften von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf gegen die „Geburt der Tragödie“ erschienen waren, und daß Erwin Rohde 1872 durch eine in Leipzig erschienene Schrift Nießsche verteidigt hatte. Noch war dieser Gelehrtenstreit nicht verstummt, als der glänzendste der damaligen deutschen Kritiker, Karl Hillebrand, über die beiden ersten „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ von Nießsche je einen ausführlichen Aufsatz in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte (September 1873 und Juni 1874; etwas geglättet in Hillebrands Essaysammlung „Zeiten, Völker und Menschen“ II [Berlin 1875] 291 ff.). Trotz mancher Meinungsverschiedenheiten spricht Hillebrand hohe Anerkennung aus. Schon die früheren Schriften von Nießsche hätten die Gewähr geboten, „daß nicht leicht etwas Banales aus solcher Feder fließen würde“ (292). Die Gedanken hätten „zuweilen wohl etwas Herausforderndes in ihrer paradoxalen Haltung“, aber sie seien „fast immer geistvoll“ (311). Es sei wieder „eine Schar von Stürmern und Drängern im Anzug“, und Nießsche sei „einer ihrer geistvollsten und mutigsten Häuptlinge (315). Er verkünde seine neue Botschaft in einer „lebendigen, originellen, stellenweise hinreißenden Sprache“ (327). Wem im Leibblatte der deutschen Professoren jener Zeit in zwei aufeinanderfolgenden Jahren solches Lob gespendet worden war, der konnte nicht mehr „entdeckt“ werden. Welch weiten Widerhall die erste der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ tatsächlich in ganz Deutschland gefunden hat, schildert Nießsche mit Charakterisierung der wichtigsten Stimmen für und gegen ihn in seinen Lebenserinnerungen (Nießsches Werke, Taschenausgabe II [Leipzig 1906] xxxv ff.). Und schon im ersten Brief an Brandes hatte Nießsche am 2. Dezember 1887 geschrieben, daß er nicht nur „wenige“ Leser habe, sondern auch viele, aber wichtiger sei ihm, daß sich unter den „wenigen“ Männer wie Jakob Burckhardt, Hans v. Bülow, Laine, Gottfried Keller, Bruno Bauer, Richard Wagner befänden. Im Briefe vom 19. Februar 1888 verweist Nießsche den Kopenhagener Kritiker auf die Essays von Hillebrand, und am 4. Mai 1888 berichtet er, daß die zweite seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ durch einen Wiener Gelehrten im „Archivio storico“ in Florenz „sehr zu Ehren gebracht“ werde. Im Jahre 1889 veröffentlichte Brandes die aus den Kopenhagener Vorträgen entstandene Studie „Friedrich Nießsche. Eine Abhandlung über aristokratischen Radikalismus“ in dänischer Sprache; erst 1894 erschien sie deutsch. Da gab es in Deutschland aber bereits eine Reihe selbständiger Bücher über Nießsche, z. B. von Ola Hansson (Leipzig 1889), Hermann Lürck (Dresden 1891), Max Zerbst (Leipzig 1892), Hugo Raas (2 Bde., Leipzig 1892 f.), Wilhelm Weigand (München 1893). Im selben Jahre wie die Abhandlung von Brandes erschien das reich ausgestattete Buch von Lou Andreas-Salomé (Friedrich Nießsche in seinen Werken, Wien 1894). Und alle diese Bücher waren nicht bloß Ursache, sondern auch Wirkung des Anwachsens der symbolistisch-neuromantischen Richtung, durch die seit ungefähr 1890 ein großer Teil der jüngeren Deutschen nach Überwindung des Naturalismus für Nießsche empfänglich wurde. So konnte, was Brandes über ihn zu sagen hatte, nicht mehr sein als eine Welle, wenn auch eine starke

Welle, in der geistigen Strömung, die den umschwärmten und meistens falsch verstandenen Dichterphilosophen emportrug.

Zeitverhältnisse haben auch Brandes emporgetragen. Als er um 1870 begann, hatte in den wichtigsten Ländern Europas eine liberal, sogar stark materialistisch gerichtete Weltanschauung die Vorherrschaft im öffentlichen Leben. In die verhältnismäßig abgeschlossene, vom protestantischen Landeskirchentum behütete Gedankenwelt Dänemarks brach der von Brandes mit flammender Leidenschaft geführte Angriff gegen alle Dogmen wie ein verheerendes Unwetter. Das schien der im geheimen schon zum Liberalismus neigenden Jugend, die sich über die innere Kraft des rednerischen Blendwerks täuschte, so befreiend und so prachtvoll, daß sie Brandes jubelnd zu ihrem Führer ausrief (Hansen 49 62). Und obgleich ihn später viele verließen, blieb doch die ihm gesinnungsverwandte Gemeinde immer groß und einflußreich genug, um den Ruhm ihres Propheten nicht untergehen zu lassen. Valdemar Vedel erzählt von der bunten Menge, die den Hörsaal füllte, als Brandes nach der halbfreiwilligen Berliner Verbannung seine Vorträge wieder aufnahm. Da waren Studentinnen und Studenten aller Fakultäten, Advokaten, Beamte, Bankleute, Damen in herausfordernder Kleidung, besonders viele jüdische Damen von jedem Alter (Ipsen III 97).

Auch in Berlin hatten hervorragende Juden sich eifrig um den Erfolg ihres Stammesgenossen bemüht (Ipsen II 24 64). Jüdische Verbindungen ebneten ihm die Wege in alle europäischen Hauptstädte und sicherten ihm in der ganzen Welt die Unterstützung der mächtigsten Zeitungen, zumal da er nicht versäumt hatte, Mitglied des Londoner Rationalist Press Association und der Pariser Confédération universelle des Sociétés de libre pensée zu werden (Kraks Blaa Bog, Kopenhagen 1919). An seinem Erfolg war also dem organisierten „Freisinn“ der Welt sehr viel gelegen. Er selber hat durch eine Sammlung charakteristischer Lobeshymnen aus Wiener jüdischen Zeitungen bewiesen, daß man sich wirklich alle Mühe gab (Levned III 94). Zu den in der Einleitung dieses Aufsatzes mitgeteilten Prejurteilen der letzten Zeit stimmt vollkommen die von Brandes aufbewahrte Strophe, die Max Kalbeck sich schon vor vierzig Jahren abgerungen hat:

Entschlafen möge träumend der Verstand:
Er kommt ja doch, der Wecker des Verstandes,
Denn als in Asche fiel der Geister Brand,
Die Glut hat angefaßt der Geist des Brandes.

Ich meine, aus den Quellen gezeigt zu haben, was es um den Geist und den Weltruhm dieses europäischen Kritikers wirklich ist. Als Brandes siebzig Jahre alt wurde, schrieb Valdemar Rørdam in der Zeitschrift „Fædrelandet“ (Jahrg. 1912, S. 250): „Vieles von der Flachheit, von dem dummen Grinsen, dem scheinwissenschaftlichen Unwesen, wodurch die Seele des Volkes verwüstet und aufgewiegelt wird, stammt von den Geistern des Spottes, die Georg Brandes geweckt, aber rechtzeitig zu bannen versäumt hat.“ Auf die drei Millionen Dänen hat er weltanschaulich wie literarisch zweifellos einen überragenden Einfluß ausgeübt. Die dänischen Liberalen waren begreiflicherweise sehr stolz auf ihren Landsmann, der den Ruhm Dänemarks so weit in

die Welt trug. Nicht wenige von ihnen vereinigten sich aber mit den Konservativen in dem Bedauern über den viel größeren Schaden, den Brandes durch Untergrabung unerseßbarer religiöser und sittlicher Überzeugungen und durch Schürung rücksichtsloser Parteikämpfe angerichtet habe (A. Ipsen III 207 f.). Außerhalb Dänemarks war er schon sehr lange nur einer unter vielen. An Schärfe und Beweglichkeit des Verstandes, an Einfühlungsfähigkeit, an Arbeitskraft wurde er von keinem übertroffen. Aber allzu arm war er an selbstloser Liebe zur Sache, an Gründlichkeit, an Aufrichtigkeit. Er war kein erleuchteter Führer in der Wirrnis geistiger Strömungen, sondern ein verblendeter Revolutionär, der seine Niederlage nicht anerkennen wollte. Er war ein Tjælde von härterer Art als der Großhändler in Bjørnsons „Fallissement“, ein bis zum Ende stolzer und unglücklicher Tjælde, dessen Bankrott viele vergaßen, weil sie das Gastmahl des Ruhmes tauschte, das ihm seine Freunde in allen Ländern feiern halfen.

Jakob Overmans S. J.